

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 32 (1906)
Heft: 36

Artikel: Vom Oktoberfest in Luzern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-440280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum die Leute ins Wirtshaus gehen.

Der alte Grund ist jedenfalls der, weil sie wissen wollen, ob die andern auch darin sind. Und die andern gehen hinein, weil sie wissen wollen, ob wir uns dort befinden. Daher kommt es vor, daß ganz gewissenhafte Menschen eine Art Quartierrundreise machen und auf diese Weise allabendlich zu einem halben Dutzend Schöpplein und einem chronischen Duselaffen kommen.

Wer in doppeltem Sinn ein Mann ist, erstens ein Mensch, der früher ein Bub war, und zweitens ein Mensch, der früher ledig war und nun der Mann einer Frau ist, der geht nicht selten aus Liebe zur Frau ins Wirtshaus. Denn weil er daheim seinen Ärger und Verdrüft nicht loslassen kann (oder darf), so macht er sich ins weiße Kreuz oder den goldenen Leuen und schenkt dort die Freunde oder die Wirtsläufchen, und wenn alles nichts helfen will, so verdonnert er mit den Jahrtausenden den Tisch, daß es den Senfkästlein fast ohnmächtig wird. Ebenso geht der Ehemann nur aus Lustgefühl ins Wirtshaus, am Samstag mit ganz besonderem Pflichtbewußtsein, damit die Frau daheim recht ungefördert herumgehen und das Haus drunter und drüber machen, Teppiche klappen und die Treppe überschwemmen kann. Tut sie's nicht selber, so tun es die Mägde, aber sie ist Regent im Lande. Ferner geschieht der Frau ein Geschenk, wenn der Mann ins Wirtshaus geht, sofern er die Gewohnheit hat, auf den Boden zu spucken, oder wenn er gern zusieht, wie sein Hund die Stuhllehne für Laternenspäne hält und die Tischbeine oder die Beine der Tische genossen für Kellergläser.

Aber es sind der Gründe noch hunderte, warum man Abends noch eine Kommission machen muß, wie mancher zu sagen pflegt, wenn er tun will, was er nicht lassen kann. Wie kann einer zum Beispiel in den Großen Rath kommen, wenn er nicht im Wirtshaus Gelegenheit findet, seine Weisheit vor allem Volle zu entfalten? Wie kann einer für einen tüchtigen Handwerker gehalten werden, wenn er nicht beim Frühschoppen den mitgebrachten Zollstab auf den Tisch legt?

Aus Ersparnisliebe geht man natürlich oft genug ins Wirtshaus,

nicht allein kann man das Kantonsblatt und andere Zeitungen umsonst lesen oder wenigstens in der Hand halten, man kann auch Bündhölzchen anbrennen, soviel man will, und wenn's sein muß, sein eigenes Büchlein füllen. Ein halbes Vermögen kann man sich damit ersparen. Wenns einer nur ein klein wenig gescheit anfängt, so kann er auch nirgends schöner als im Wirtshaus Gelegenheit finden, seinen abgenutzten Regenschirm gegen einen besseren zu vertauschen. Aus Gründen der Menschlichkeit geht man ins Wirtshaus, weil die armen Wirtle ja stets daheim bleiben müssen und sonst keinen Menschen zu sehen bekommen, wenn man sie nicht daheim aufsucht. Daher haben auch die Wirtle die meisten Freunde und nach ihrem Tode das volkstümlichste Leichenbegängnis. Wer beim Lesen der Zeitung spürt, daß er das Zeug zu einem Staatsbeamten oder Feldherrn in sich hat, der kann es nirgends besser als im Wirtshaus zeigen. Freunde technischer Probleme können in allerneuester Zeit auch Studien machen, in welchem Wirtshaus man die kunstvollsten Zeitungshalter hat. Nirgends kann sich der Mensch, namentlich wenn er noch adolescens oder puerilis ist, schneller entwickeln als im Wirtshaus, denn da ist das examen rigorosum im Hintergrund, der Gymnasiast wird Herr Doktor, ehe er sich umsieht, der Feldweibel Herr Hauptmann und jeder Obercommis Herr Direktor. Warum auch nicht. Wir sind ja auch freigebig mit „Herr Oberfellner“, manchmal damit freigebiger als mit Trinkelbären. Unfehlen und Würde kann sogar ein sechzehnjähriger Accusativ cum Infinitiv erwerben, wenn er eine zweizentnerige Bierdragonerin mit „liebes Kind“ oder „süße Kleine“ anredet und etwa gar um „Kleingeld“ anpumpt.

Der letzte und wichtigste Grund, warum man ins Wirtshaus geht, ist aber der, um den Leuten das Maul zu stopfen. Gerade wenn man unsauber ist um Herz und Nieren oder wenn man ökonomisch auf beiden Beinen hinkt oder in einer Wahl mit grohem Mehr durchgesunken ist, gerade da muß man sich zeigen vor der bösen Welt und muß sogar den Nebel- spalter lesen, wenn man zehnmal fürchtet, man könnte darin abkonterfeite sein. Stop!

risten mit einander abstürzen, und anstatt einen hätten wir dann mehrere Unglücksfälle zu berichten.

Es wäre wie ungefähr zu meiner seligen Jugendzeit, wo mir das Rauchen streng verboten war und deshalb extra, wenn auch blos „Nielen“, geräucht wurde, wer gerne zu Berg steige, würde durch das polizeiliche Bergkrazeleiverbot erst recht zum Bergkrazen angereizt; denn verbotene Früchte schmecken doppelt gut. Also d' Hand von der Butten, Hochgebirgs- polizei. Lieber wieder Steinböcke zu rekrutieren, die den Polizeidienst im Hochgebirge am besten verstehten. Eine gute Goldquelle sind unsere Berge einweg, und wenn es so fort geht, werden über die Saison wir Schweizer auswandern müssen, damit die Fremden bei uns Platz finden, die mehr Geld haben als unsreiner. Der Nervus rerum aber ist von allen Nerven der beliebteste. Ich wollte schon lange eine Kollektion im Spiritus anlegen, aber es ging bis jetzt nicht, weil es mir an Spiritus fehlt, wo mit ich verbleibe Ihr

Xaverius Trülliker, z. B. Hochgebirgspolizeirekrut.

Vom Oktoberfest in Luzern.

1.—10. September 1906.

Die Zeit rollt schnell, doch in Luzern muß sie noch rascher gehen, Man kann zur Zeit ein Unikum in diesem Orte sehen, Ein Volksfest, ganz nach Münchner Art, lockt Leut' von Nah und Fern, Man feiert ein Oktoberfest — im September — in Luzern!

Es ist in dieser Budenstadt gar manches Karussell, Der Kine- und der Photograph sind ebenfalls zur Stell. Man hört von mancher Seite auch, das „Schießen's schöne Herr'n!“ Man feiert ein Oktoberfest — im September — in Luzern!

Ein ganzer Ochs am Spieß gedreht, auch Affen kann man sehn, (Ich meine rechte; andere sieht man spazieren geh'n, —) Und Bier, viel Bier und Röstbratwurst hat mächtlich mancher gern, Man feiert ein Oktoberfest — im September — in Luzern!

So wär's ganz nett, doch finde ich, es hätte größern Reiz, Zu zeigen in der Fremdenstadt den Fremden unsre Schweiz! Den Münchner'n ihr Oktoberfest, doch uns liegt solches fern, Man feiert kein Oktoberfest — im September — in Luzern!

Sie Russenregierung faktisch, ist immerhin klug und praktisch. Sie verbietet gegen Bombenplanzen den Polizisten-Brustpanzer. Wenn Rosenkäppchen und töten, sind den Weibern keine Panzer von nötig, für alte Leute und dumme Kinder natürlich noch viel minder. Gegen Japaner warnen die Heiligen, als Beschützer die Gegenteiligen. Es machen nämlich die frommen Bilder die verdammten Gelben noch viel wilder, und also sind demnach Eisen und Stahl, wo geschossen wird, die bessere Wahl. Die Regierung selber indessen, ist auch auf so Panzer versessen, und trägt ohnedies schon lange Zeit gegen ungeschickte Gerechtigkeit und gegen wohlverdientes Verkloppe ein dicker breites Brett vor dem Kopf.

Hochtouristische Redaktion!



Ich wollte diese Woche der schwulen Stadt einsamkeit in meinem Standquartier (notabene stehe ich selten, sondern sitze lieber, woher mein ansehnliches Philisterbüchlein stammen mag) an der Lavaterstrasse entfliehen und mich ins Hochgebirge des Bündner Urwaldes verflüchten, aber, o weh! Der Mensch denkt und das Ungeheuer lenkt. Obwohl ich als einstiger wohlbestallter Hüfsliter viel Curaschi habe, ist es mir doch nicht recht gehörig geworden, als ich vernahm, daß gerade in dem Bereich im Bündnerlande, das ich mit

meiner Gegenwart beehren wollte, die braunen Bären hausen, die alljährlich anstatt der Enten zur Hochsaison dort aufzutreten pflegen. Wenn ich vorher schon an Ort und Stelle gewesen wäre, hätte es bei meiner Hochzeit im Entenbüchlein solcher Sensationsgeschichten gar nicht mehr bedurft; denn ich würde den tühnhaligen Bergkrazern nicht nur von weitem Bären gezeigt, sondern ganz sicher auch aufgefunden haben. Nun, es hat wieder einmal nicht sollen sein; es wäre zu schön gewesen... nämlich das Bärenausbinden. Hauptsächlich bleiben wegen meiner Abwesenheit die gefürchteten Bären, die ein romantischer Glorienchein aus der Urzeit verklärt, nun von den vorwitzigen Jägern, die alles Urvüchtige und Originelle niederknallen wollen, verschont. Vielmehr soll man ihnen, auf daß sie nicht ganz von uns verbüsten, das bisschen bündnerisches Heimatsrecht gönnen, sonst kommt einmal die Zeit, wo man Adler und Bären bei uns künstlich einzubürgern sucht, wie seiner Zeit die großhöriigen Steinböcke, die es jetzt partout nicht mehr bei uns aushalten wollen. Und die Steinböcke haben recht; denn warum hat man sie des Landes vertrieben. Wenn sie auch 'mal mit einem waghalsigen Berggegen einen Putsch verucht hätten, weil er ihr Bereich durch Edelweißplücken beraubten wollte, das Unglück wäre nicht halb so groß gewesen. Die Sportsblätter wären obendrein herzlich froh, wenn sie in ihren Spalten solch einen Kampf mit einem Steinbock hätten haarklein schildern können, und die ganze Geschichte wäre gewiß mit Stumpf und Stil verschlungen worden, während die ewigen eintönigen Abstürze nachgerade langweilig werden. Diese Abstürzerei ist beinahe Triumph geworden und es scheint fast, als ob einer kein rechter und kraschierter Mann mehr wäre, wenn er nicht zum mindesten einmal abgestürzt, und wäre es nur von der Osenbank; denn das gehört zum guten Ton. Mit der projektierten Hochgebirgspolizei, deren Pflicht es wäre, solche Abstürze zu verhindern, dürfte es vorläufig gerade so wenig sein, wie mit der geplanten Bundesgendarmerie, die anstatt des Militärs die Ordnung bei Streitien aufrecht erhalten sollte. Am Ende würden Hochgebirgsmermandad und Tou-